



Gott und Geld

Seite 2

„Missionarische Kraft entfalten“
Interview mit Hans Langendörfer

Seite 3

Kult – Sport – Krieg

Seite 4

Schulverweigerer in
Deutschland

Seite 6

Das Thema

„Auch Geiz ist Gier“

Podiumsdiskussion zur Zukunft des Konsums im Kölner Kaufhof



Christoph B. Melchers



Hans-Joachim Höhn



Kaufhof-TV

Ein ungewöhnlicher Ort für eine Podiumsdiskussion: In der Abteilung Heimtextilien des Kaufhofs in der Kölner Hohe Straße trafen sich am 7. Oktober rund 150 Interessierte, um über Preiskampf, Erlebniseinkauf und die Zukunft des Konsums zu diskutieren. Während nebenan Kunden nach Handtüchern Ausschau hielten, versuchten die geladenen Experten, ein Rezept für die Attraktivitätssteigerung der Innenstädte zu finden. Carl-Otto Wenzel, Chef einer Firma, die vor allem Freizeit- und Tourismusunternehmen berät, empfahl einen Blick in die USA: Dort würden Vermieter und Händler eng zusammen arbeiten, um ganze Areale gemeinsam kundenfreundlich zu gestalten. „In diesen Zonen gibt es dann auch keinen ruinösen Preiskampf“, erklärte Wenzel. Damit aus Innenstädten „Wohlfühlorte“ werden, müsste auch genügend preiswerter Parkraum angeboten werden. Weniger Fußgängerzonen gehören für Wenzel ebenso dazu wie Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit („SOS“), das große Plus der Innenstädte-Konkurrenz – der Shopping-Center.

Mehr Experimentierfreude wünschte sich auch Dieter Brandes, vormals Geschäftsführer und Mitglied des Verwaltungsrates bei Aldi Nord. In Deutschland würde zu viel auf mögliche Hindernisse geschaut, sagte der Strategie-Berater. Wer die Attraktivität der Städte steigern möchte, muss wissen, welche Bedürfnisse die Menschen haben (werden). Da fiel die Analyse bei den Experten uneinheitlich aus. Christoph B. Melchers vom Marktforschungsinstitut ifm bemerkte beim Kunden längst einen Überdruß an Lifestyle- und Erlebniskonsum. „Niedrigpreispolitik und Rabatte sind ein krasser Abschied von Markenstrategien der 90er und ersten 2000er Jahre“, sagte der Psychologe. Und viele Kunden hätten sich „rasch und gründlich“ vom Lifestyle- und Markenkonsum verabschiedet. Das wollten die Vertreter des „Erlebniskaufhauses“ nicht so stehen lassen.

Lovro Mandac, Vorstandsvorsitzender der Kaufhof AG, und Christof Sattler, Chef der Kölner Galeria Kaufhof, prognostizierten sorg-

fältig inszenierten Einkaufshäusern eine gute Zukunft. Sattler verwies auf die 125-jährige Geschichte des Unternehmens – so lange müssten sich viele andere Unternehmen erst einmal am Markt behaupten.

Theologie-Professor Hans-Joachim Höhn machte deutlich, dass sich beim Kunden Einstellungen der Erlebnis- und Spaßgesellschaft mit Grundmustern einer neuen Sparsamkeit überlagern. Am proklamierten Geiz („Geiz ist geil“) kritisierte er eine „Logik der Steigerung“ – eine Form des Habenwollens und Mehrhabenwollens, eine Form der Gier. „Auf lange Sicht rechnet sich der Geiz nicht“, sagte der Theologe. „Es kann sein, dass am Ende der Kunde draufzahlt. Wer den Parkettboden mit billigem Lack versiegelt, riskiert giftige Ausdünstungen. Wer billiges Fleisch von Tieren kauft, die mit hohen Hormongaben zur Schlachtreife gehetzt wurden, riskiert Schäden an der Gesundheit. Preise sagen nie die ganze Wahrheit, erst recht nicht die Schnäppchen- oder ‚Geiz-ist-geil‘-Kampagnen.“

Der Kunde bleibt, so zeigte die Diskussion, ein rätselhaftes Wesen, das mal pfennig- oder centfuchsend den Schnäppchen hinterher jagt, mal gemütlich schlendernd sich eine ausgedehnte Shoppingtour gönnt. Die Teilnehmer der abendlichen Diskussionsrunde konnten nicht mehr shoppen gehen – um 20.30 Uhr –, wurden vom Kaufhof aber noch mit Kanapees und Getränken bewirtet und nutzten die Gelegenheit, in kleinen Runden das Gespräch fortzusetzen. (le)

Neue Programme

Im Januar 2005 werden die neuen Halbjahresprogramme der Akademie und des Jugendforums gedruckt und verschickt. Bereits jetzt erhältlich sind Übersichten über die Erkundungen und Ferienakademien für das gesamte Jahr 2005.

Gott und Geld

Eine spannungsreiche Beziehung

Geld regiert die Welt. Geld beflügelt und lähmt, grenzt aus und verbindet. Geld besetzt die Köpfe, Herzen und Hände – in Zeiten knapper Kassen, allerorts ausgerufenen Sparzeiten, in „Geiz-ist-geil-Zeiten“ mehr denn je. Auch in der Kirche. Mit dem spirituell-psychologischen Wert des Geldes hat sich Gottfried Fuchs, Priester, Buchautor und oftmals Referent der Akademie, in fünf Beiträgen für den Hessischen Rundfunk beschäftigt. Den ersten dokumentieren wir in diesem Journal, weitere folgen – als kleine Anregung, in klammen Zeiten den „geld-werten Vorteil“ neu zu sehen.

„Diskretion bitte – Abstand halten“: woher diese Intimschranke vor jedem Bank- oder Postschalter? Warum dieser ausdrückliche Appell an die Privatsphäre gerade beim Geld? Früher hatte man diese heilige Scheu vor allem in der Kirche. Der Raum des Allerheiligsten war nur für Geweihte und Eingeweihte zugänglich, ansonsten tabu. Sind die Schalterhallen der Banken und Kassen zu heiligen Räumen geworden – voll besonderer Ehrfurcht, mit intemem Flüstern, eben mit Sicherheitsabstand und großer Diskretion? Jedenfalls geht's ans Eingemachte.

„Ich bin ein schlechter, unchristlicher, gewissenloser, geistloser Mensch, aber das Geld ist geehrt, also auch sein Besitzer. Das Geld ist das höchste Gut, also ist der Besitzer gut.“ So lese ich beim jungen Karl Marx. Nicht zufällig vergleicht der deutsche Jude das Geld mit dem Gott der Bibel: höchstes Gut so oder so. „Der Gott des praktischen Bedürfnisses und Eigennutzes ist das Geld.“ Heinrich Heine, sein älterer Zeitgenosse, spricht von der „Geldwerdung Gottes“, von der „Gottwerdung des Geldes“ in unserer Gesellschaft. „Nach Golde drängt. Am Golde hängt / Doch alles“, heißt es in Goethes Faust. Der liebe Gott und



Zentrale der Deutschen Bank in Frankfurt a.M.

das liebe Geld – welche heilige, welche unheilige Allianz. Das würde die sakrale Scheu in den Schalterhallen erklären, die Diskretion und die förmlich heilige Atmosphäre der Bankhäuser, die längst die Kirchtürme überragen. Höchstes Gut, letzter Wert – welche Währung zählt? Ja, welchem Gott trauen wir? Welchen Gott beten wir an? „Niemand kann zwei Herren dienen“,

heißt es in der Bergpredigt, „er wird entweder den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird zu dem einen halten und den anderen verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.“

Natürlich wäre es völlig falsch, das Geld einfach zu verteuern. Auch Jesus tat das nicht.

Es vereinfacht den Warenaustausch, es schafft mehr Flexibilität, keine Frage: Geld ist auch „geprägte Freiheit“, wie Dostojewski sagte. Die entscheidende Frage ist nur: wer bestimmt wen – das Geld den Menschen, der Besitz den Besitzer, die Wirtschaft das Leben? „Geld regiert die Welt.“ Oder sind wir Herren im eigenen Hause und unterscheiden sehr genau, was wirklich letztwertig ist. „Sammelt euch keine Schätze hier auf Erden, wo Motte und Wurm sie zerstören und wo Diebe einbrechen und sie stehlen.“ Vermögensbildung ist nicht schlecht, weiß Gott. Die entscheidende Frage ist nur: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Wo die Geldfragen alles bestimmen, da zeigt das Evangelium Jesu uns die rote Karte. Denn dann wird alles prinzipiell bezahlbar und verrechnet, dann muss man sich alles verdienen. Vor allem: Die Sorgen nehmen überhand, die Vorsorgen und die Nachsorgen, das Versicherungswesen boomt. All das ist nicht einfach schlecht.

Aber soll das alles gewesen sein? Ist Menschsein nicht mehr als Hab und Gut? Selbstwert ist eben weit kostbarer als Geldwert. Du bist, wortwörtlich, unbezahlbar. Und ich auch. „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.“ Welch ein Selbstbewusstsein, nicht nur bei Paulus. „Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott oder dein Abgott.“ Wohin also fließen die Hoffnungsenergien im eigenen Leben? Was ist es, was uns unbedingt angeht und umtreibt? Wenn es das Geld wäre, hätten Karl Marx und Heinrich Heine Recht. Dann aber, so die Botschaft Jesu, würden wir völlig falsch investieren. Denn in Wahrheit heißt es: „Sammelt euch Schätze bei Gott, wo weder Motte noch Wurm sie zerstören und keine Diebe einbrechen und sie stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

Gotthard Fuchs

Dom-Ansichten

Siebte Veranstaltung im abendlichen Kölner Dom

Im abendlichen Dom war es fast dunkel, und doch ging es um das „Sehen“: Gut 220 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren am 22. September in die Kathedrale gekommen, um sich dem Thema „Sehen“ aus unterschiedlichen Perspektiven zu nähern. „Sehen bedeutet Glauben“ – auf diese Kurzformel brachte Dompropst Norbert Feldhoff das Zeugnis der Jünger. Der Wahrnehmung des Doms mit allen Sinnen widmete sich ein Beitrag von Frank Günter Zehnder, Direktor des Rheinischen LandesMuseum in Bonn. Musikalisch wurde der Abend gestaltet mit Psalmengesang von Domkapellmeister Eberhard Metternich und Musik von Domorganist Ulrich Brüggemann und der Oboistin Gabriele Kuhlmann.

Mit einem Empfang im Römisch-Germanischen Museum, bei Brezeln und Wein, endete der siebte Domabend der Akademie. (wü)



Bei Fragen aller Art: Die Akademie hilft weiter ...

Für viele Menschen ist die Thomas-Morus-Akademie inzwischen zu einer wichtigen Adresse geworden – nicht nur, wenn es um Tagungen geht. Woche für Woche wenden sich wissbegierige Zeitgenossen an die Akademie, um nach Informationen zu fragen – ob zur touristischen Entwicklung auf Mallorca, zur Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil oder zu Einzelheiten aus dem Leben des Thomas Morus. Die Redakteurin einer Frauenzeitschrift suchte für einen Bericht eine junge Türkin, die „vielleicht traditionell und konservativ aufgewachsen ist und sich nun eher extrovertiert, sexy kleidet“. Der Journalistin konnte geholfen werden. Allerdings nicht ei-

nem Nachwuchsregisseur, der wahrscheinlich ebenfalls durch die interkulturellen Projekte auf die Akademie aufmerksam wurde. Der Jungfilmer suchte drei „aufgeschlossene türkische Männer“, die in einer Filmkomödie Sprengmeister verkörpern sollen. In der Geschichte würden sie angeheuert, um Schloss Neu-Schwanstein in die Luft zu jagen ... „Die Rollen sind sehr lustig und verlangen ein gewisses komödiantisches Talent, allerdings müssen sie nicht von professionellen Schauspielern gespielt werden, da sie auch ohne Text sind.“ Auf weitere Anfragen ist die Akademie gespannt ... (le)

Warnung vor überzogenen Erwartungen

Berater können die Kirche nicht „retten“

Die Kirchen genießen nur noch wenig Vertrauen – jedenfalls deutlich weniger als der ADAC. Der rangiert laut einer Studie von 2003 an erster Stelle der vertrauenswürdigen Institutionen, während die katholische Kirche weit abgeschlagen im letzten Drittel auftaucht. Die Mitgliederzahlen sinken, die Einnahmen gehen zurück, die Organisationsformen müssen renoviert werden – da liegt es nahe, dass die Kirche Zuflucht sucht bei denen, die solche Probleme professionell anzugehen gewohnt sind: Unternehmensberater als Helfer in der Not.

Das aber sind überzogene Erwartungen, wie bei der Tagung „Retten Berater die Kirche?“ am 17. September sowohl von Unternehmensberatern als auch von Kirchenvertretern herausgestellt wurde. Das Unternehmen Kirche kann zwar auf seine Organisationsstrukturen, auf seine Finanzpläne, auf seine Kommunikationsstrukturen hin untersucht werden, und sicher können Unternehmensberater dabei auch wertvolle Fragen aufwerfen, die Inhalte und Anliegen neu bedenken lassen – darin waren sich Pater Hans Langendörfer, Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, und Prälat Heiner Koch, Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Kölner Generalvikariat, einig. Zugleich aber habe auch die professionellste Beratung Grenzen: dort nämlich, wo es um die originäre Identitätsstiftung der Kirche selbst geht, dort, wo Kirche selbst sagen muss, wer sie ist und welches Anliegen sie hat. Auch der erfahrenste Berater kann nur analysieren, so Dr. Thomas von Mitschke, McKinsey-Direktor in München, und er ist darauf angewiesen, dass die Fragen, die er aufwirft, von dem Klienten aufgegriffen und selbst beantwortet werden: Das letzte Wort hat immer der Klient, wenn es um die zu treffenden Entscheidungen geht. Ob bei Sparkonzepten oder der „corporate identity“ der Kirche: Gefragt sind immer die Entscheider in der Institution selbst, Berater können nur auf Stärken und

Schwächen hinweisen, Vorschläge machen und Entscheidungsgrundlagen bereitstellen. In solchen Prozessen treffen ganz und gar unterschiedliche Welten aufeinander: Hier hoch professionelles Ressourcen-Management, dort die Frage nach der eigenen Identität im Konzert der modernen Sinn-Anbieter. Vieles muss auch von einer in die andere Sprache und Denkweise übersetzt werden: Was die einen als Glaubensschwund bezeichnen, ist für die anderen sinkende Produktattraktivität, Kirchaustritte sind Kundenverluste, leere Kassen sind Umsatzeinbrüche. Wer diese Unterschiede im Denken nicht berücksichtigt, wird mit Kirchenberatung nicht weit kommen, prophezeite Unternehmensberater Pantaleon Fassbender von der Beratungsgesellschaft KPMG. Dennoch kann der Unternehmens-Analytiker Fragen aufwerfen, die sonst keiner stellt, wie Heiner Koch konstatierte.

Kirche und Berater haben sich also einiges zu sagen, und die Kirche wird ohne professionelle Hilfe deutlich schlechter über die Runden kommen. Aber wirtschaftliche Solidität ist nur ein Teilaspekt von Kirche, vielleicht nicht einmal der wichtigste: Sie ist und bleibt auch noch etwas anderes als ein Unternehmen, nämlich eine Institution, die ihren Sinn darin hat, über sich selbst hinauszudeuten und den Menschen eine Dimension jenseits des Marktes zu öffnen. Berater können die Kirche nicht retten – aber sie können sie dabei begleiten, ihre Ressourcen zu heben und zu nutzen, und sie können sie auf neue Fragen bringen, mit denen sie sich in der Welt als sinnvoll und wertvoll erweisen kann. (tho)

„Die Kunst ist der Statthalter der Utopie.“

(Max Frisch)

Empfang beim Statthalter – Kunstbegegnungen in der Thomas-Morus-Akademie.

Das Interview

„Missionarische Kraft entfalten“

Pater Dr. Hans Langendörfer über Situation und Zukunft der Kirche

„Der Glaube hat etwas Befreiendes“, diese Botschaft hat sich der Jesuit Hans Langendörfer zu eigen gemacht. Im Oktober feierte er den 25. Jahrestag seiner Priesterweihe. Langendörfer, der in Bonn, München und Frankfurt Philosophie, Politik und Theologie studierte, promovierte bei dem Moraltheologen Franz Böckle über „Atomare Abschreckung und kirchliche Friedensethik“. Erfahrungen in der Politik konnte Hans Langendörfer von 1987 bis 1989 als Mitarbeiter im Bundeskanzleramt sammeln. Von dort wechselte er in ein Projekt des Jesuitenordens, das „Foyer der Jesuiten“ in Bonn. Für die Deutsche Bischofskonferenz wurde er in Europafragen aktiv. 1996 wählten ihn die Bischöfe zum Sekretär ihrer Konferenz.

Pater Dr. Hans Langendörfer war Referent und Gesprächspartner der Studienkonferenz „Retten die Berater die Kirche?“, auf der rund 50 Fachleute am 17. September Wege aus der Finanzkrise der Bistümer erörterten.

Wolfgang Isenberg: Pater Langendörfer, wenn Sie die acht Jahre Ihrer Tätigkeit als Sekretär der Bischofskonferenz Revue passieren lassen, wie hat sich aus Ihrer Sicht die Wahrnehmung der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit verändert?

Hans Langendörfer: Das Wollen und Wirken der Kirche hat sicherlich an Bekanntheit und Akzeptanz verloren. Das zeigen Erhebungen über die Kirchenbindung der Katholiken und zum Ansehen der Kirche, aber auch die im Vergleich zu früher schwieriger gewordene Kommunikation mit den Eliten in Gesellschaft und Politik. Wenn wir kirchlichen Glauben und kirchliches Handeln erklären und erläutern wollen, müssen wir bisweilen fast am Nullpunkt ansetzen. In der Kirche selbst, so finde ich, hat erfreulicherweise etwa mit dem Heiligen Jahr 2000 ein Prozess begonnen, sich der missionarischen Sendung zu den Menschen stärker bewusst zu werden: eine Entwicklung, die viel Eifer und Kreativität auslöst.

„Der Glaube hat etwas Befreiendes“ – war Ihr Leitspruch zur Priesterweihe. Wie kann es der Kirche heute gelingen – angesichts der unpopulären Einsparungen – die Frohe Botschaft zu verkündigen?

Genau genommen hieß es: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder.“ (Gal 5,13). Mit reduzierten Möglichkeiten im finanziellen Bereich ist die Notwendigkeit einer konzeptionellen Besinnung und Neubestimmung bzw. -gewichtung kirchlicher Aktivitäten unmittelbar verbunden. Ich glaube, dass in der Seelsorge heute der Einzelne mehr Aufmerksamkeit verlangt als früher. Dem entspricht eine Seelsorge, die sich Zeit nimmt und auf die Menschen eingeht. Viele Menschen – in allen Schichten und Altersstufen – sind einem massiven Beschleunigungsdruck unterworfen. Sie verdienen es, dass man Zeit und Aufmerksamkeit aufbringt. Es ist aber auch weiterhin wichtig, im Bereich der Institutionen den Glauben auch praktisch zu verkünden: in Kindergärten und Schulen von herausragender Qualität, aber auch in sozialen Diensten und Krankenhäusern, in denen die Liebe spürbar ist. Freilich steht all dies unter dem Vorzeichen eines schmerzlichen Mangels an Priestern und manchmal auch an geeigneten Mitarbeitern in den verschiedenen Berufen. Insofern braucht die Botschaft von der Freiheit, die Christus schenkt, eine intensive, gewiss auch neuartige Stärkung ehrenamtlich Tätiger.

Der Spardruck in den Bistümern ist immens. Die Erläuterungen der notwendigen Einsparungen steht unter der Devise: Besinnung und Konzentration auf die ureigenen Aufgaben der Kirche und die Besinnung auf das Katholische. Welche Vision von Kirche, von Seelsorge, von kirchlichem Engagement steht hinter diesen Perspektiven?

Die Bistümer, die gegenwärtig Sparprozesse durchlaufen, machen eine im Einzelnen sehr unterschiedliche Öffentlichkeitsarbeit. Es gibt



markante Titel wie z.B. bei uns im Erzbistum Köln: „Zukunft heute“. Programme zur Ausgabenreduzierung sollten nicht als Kleinigkeit abgetan werden, sie verlangen viel geistliche, intellektuelle und professionelle Kraft. Die Vision, die sich immer wieder andeutet, ist die einer Kirche mit weniger institutioneller Präsenz und viel mehr kreativem und flexiblem Einsatz, der viel öfter aus eigener Überzeugung und ohne Vergütung ehrenamtlich geleistet wird. Manchmal wird gesagt, die Chance der Gegenwart liege auch darin, die Bande zu lockern, welche die Kirche in Deutschland traditionell mit dem Staat und den Kräften des öffentlichen Lebens unterhält. Veränderungen in diesem Bereich sind da, aber in erster Linie als Folge eines Wandels der Gesellschaft und des modernen Staates überhaupt und nicht wegen rückläufiger Finanzen. Diese gesellschaftlichen Änderungen sind die Rahmenbedingungen einer Kirche der Zukunft, die entschieden auf die Menschen und ihre Kultur eingeht und gerade dadurch neue Potenziale entwickelt, auch gegenkulturell zu leben und darin befreiend zu wirken.

Die ökonomische Krise der Kirche geht auch einher mit einem Verlust öffentlicher Anerkennung und Wahrnehmung. Gleichzeitig suchen immer mehr Menschen spirituelle Erfahrungen außerhalb der Kirche. Umfragen zufolge werden die Kernglaubenssätze auch von einem Großteil der Katholiken nicht mehr vollzogen. Sind das nicht schwierige Ausgangsbedingungen für die Einleitung tragfähiger Veränderungsprozesse?

In der Bischofskonferenz ist z.B. das Bewusstsein dafür gewachsen, dass im Religionsunterricht die kognitiven Anteile wieder vermehrt und gestärkt werden müssen. Entsprechende kirchliche Richtlinien für Bildungsstandards im Religionsunterricht gibt es bereits. Das entspricht auch dem schon erwähnten Ziel, die nötige Frische und neue missionarische Kraft zu entfalten. Wir müssen der Tatsache Rechnung tragen, dass Kenntnisse des christlichen Glaubens und seiner gottesdienstlichen Praxis geringer werden. Das macht viele Aktivitäten erforderlich: In den Medien versuchen wir, Verkündigungssendungen zu fördern, die auf die modernen Hör- und Sehgewohnheiten Rücksicht nehmen und doch auch Hilfen zur religiösen „Alphabetisierung“ sind. Im liturgischen Bereich soll ein neues Gebet- und Gesangbuch die erforderliche Hilfe geben, ei-

nen Grundbestand persönlichen und gemeinsamen kirchlichen Betens und Singens zu bewahren und zu erneuern. Es gäbe viele andere Beispiele.

An vielen Orten wird – auch unabhängig von den wirtschaftlichen Fragen – über die Zukunft der Kirche nachgedacht. Kann möglicherweise eine „Zukunftskonferenz“ Mut und Zielpunkte für die zu meistern den Herausforderungen liefern?

In Fragen der pastoralen Schwerpunktsetzung und der Verwendung von Finanzmitteln sind die Bistümer weitgehend frei. Die Bischofskonferenz bildet ein Forum gegenseitiger Information und Abstimmung, das an Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, freilich kaum eigentlich bindende Beschlüsse fassen kann. Unbeschadet dieser Tradition der Freiheit der Ortskirchen ist sicher eine diözesanübergreifende Verständigung darüber nötig, wohin sich die Kirche in Deutschland entwickeln und welche Gestalt sie in zehn oder fünfzehn Jahren haben soll. Immerhin sagen Berechnungen voraus, dass bis zum Jahr 2030 mit einem Mitgliederrückgang von 25 % im Vergleich zur Jahrtausendwende zu rechnen sei. Die Bischöfe werden die Frage nach geeigneten Instrumenten der gemeinsamen Urteilsbildung ganz sicher nicht aus dem Blick verlieren. Ein Prozess der Meinungsbildung müsste gut strukturiert und ergebnisorientiert geführt werden, mit klaren Themen und Verantwortlichkeiten.

Die Autonomie der deutschen Bistümer ist ein hohes Gut. Sehen Sie dennoch möglicherweise in einer stärkeren bistumsübergreifenden Zusammenarbeit und der Bündelung von Aufgaben eine Perspektive?

Es gibt noch viele ungenutzte Möglichkeiten bistumsübergreifender Zusammenarbeit. Dies gilt vor allem für die kleineren Bistümer, denen oft große Kosten entstehen, wenn sie jeweils einzelnen Leistungen erbringen, die in allen Bistümern auf gleiche Weise gefordert sind. Es gibt eine Reihe wegweisender Kooperationen, z.B. im Bereich der Priesterausbildung oder der theologischen Bildung. Immerhin 19 der 27 Bistümer vollziehen in diesem Jahr einen Prozess des „Kennzahlenvergleichs“, der für die Zukunftsplanung hilfreich sein könnte, weil eine größere Vergleichbarkeit mit dem Verhalten anderer Bistümer möglich wird. Die Herausforderung schwindender Finanzen und gesellschaftlicher Veränderungen wird sicher das Interesse an der Zusammenarbeit noch beflügeln.

Die katholischen Akademien sind von den Einsparungen nicht ausgenommen. Wie sollten sich aus Ihrer Sicht katholische Akademien bis zum Jahr 2010 positionieren – inhaltlich, organisatorisch?

Katholische Akademien sind sehr unterschiedlich gewachsen und ausgerichtet. Einen Einheitstypus gibt es nicht. Doch scheint mir, dass eine zielsichere Kommunikation mit besonderen Gruppen – vor allem wohl Eliten – auf gutem intellektuellem Niveau in Zukunft noch wichtiger wird. Allerdings sollten die Akademien sich von manchen lieb gewonnenen, etwas behäbigen „Formaten“ trennen und – ohne Ängstlichkeit und mit dem nötigen Vertrauen – fundamentale Fragen des Glaubens und seiner Begründung, des kulturellen und interreligiösen Dialogs sowie einer christlichen Prägung des öffentlichen Lebens angehen. Wenn dies unter Einsatz von noch mehr eingeworbenen Drittmitteln möglich wäre, würde dies bestimmt begrüßt werden...

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.“

(Johann Wolfgang von Goethe)

Zu den Menschen gehen – Ferienakademien der Thomas-Morus-Akademie.

Auch für die Akademie beginnt die Zukunft heute

Erzbistum kürzt Zuschuss um 30 Prozent

Wer heute von „Sparen“ spricht, will meist kein Geld auf die hohe Kante legen, sondern muss mit drastisch weniger auskommen. Seit 1. Oktober 2004 ist klar, dass im Rahmen des Projekts „Zukunft heute“ auch die Akademie deutlich sparen muss. Schon heute finanziert sie ihren Haushalt zu über 80 Prozent selbst.

„Die Sparvorgabe von rund 30 Prozent der Zuwendungen des Erzbistums Köln bis 2007 ist drastisch“, so Akademiemanager Wolfgang Isenberg. „Aber die Chance an der Situation ist, unsere Arbeit ‚neu zu denken‘. Wir müssen uns umorientieren, mit Blick auf die Inhalte, die Formen und die Finanzen, und da sind Kreativität und Unternehmerrgeist gefragt.“ Schon länger wird in der Bensberger Akademie intensiv darüber nachgedacht, wie eine katholische Akademie in Zukunft ihren inhaltlichen und institutionellen Platz erhalten und ausbauen kann – und das in einem Umfeld, das zunehmend säkularer wird und in dem die kirchlichen und öffentlichen Mittel abschmelzen. Denn schon in den vergangenen Jahren musste die Akademie erhebliche Zuschusskürzungen verkraften – „erfolgreich verkraften“, wie Akademiemanager Isenberg betont. Mittlerweile beträgt der Anteil der kirchlichen Zuwendungen am Haushalt der Akademie nur noch knapp 19 Prozent. Die inhaltliche Verortung der zukünftigen Akademiearbeit ist eine mindestens genauso große Herausforderung wie die finanzielle. Thomas Nickel, Vorstandsvorsitzender des Diözesanrates, des Trägers der Akademie, skizziert die Aufgabe: „Unsere Akademie muss eine ‚Sinnagentur‘ sein. Es gilt, in dieser unübersichtlichen Welt Standpunkt zu beziehen und die Schätze unseres christlichen Glaubens und Abendlandes zu heben. Und wo könnte dies besser als in einer Akademie geschehen?“ „Selbstverständlich“, so fügt er an, „geht das nicht ohne finanzielle Ressourcen. Aber da sehe ich die Akademie auf einem sehr guten Weg, denn sie hat sich ja schon ein gutes Stück von dem Gedanken subventionierter Bildung verabschiedet.“ Die Zahl von rund 13.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei den 290 Veranstaltungen im Jahr 2004 ermutigt Akademieleitung und Mitarbeiter, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen – von externen Experten unterstützt. (bre)

Bildungsbörse in der Uni-Mensa

Schwerpunkt Großbritannien

Kein Ende des Wachstums in Sicht: Jahr für Jahr wollen sich mehr junge Leute über Wege ins Ausland informieren. Deshalb zieht die „Bildungsbörse“ vom Kölner Maternushaus in die Uni-Mensa. Dort wird am 10. Februar 2005 die jährliche Messe stattfinden, die über Arbeits- und Studienmöglichkeiten im Ausland informiert. Mehr als 50 Aussteller haben bereits ihre Teilnahme zugesagt.

Schwerpunkt der Bildungsbörse 2005 ist Großbritannien. Begleitet wird die Messe von Vortrags- und Diskussionsforen zu den Themen „Nach der Schule ins Ausland!“, „Studium und Praktika im Ausland“ und „Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten im Ausland“. Ein weiterer Vortrag skizziert Studien- und Arbeitsmöglichkeiten in Großbritannien. Veranstalter der Messe sind die Agenturen für Arbeit Köln und Bonn, das Europäische Berufsberatungszentrum der Agentur für Arbeit Aachen und die Thomas-Morus-Akademie Bensberg. Der Eintritt zur Bildungsbörse ist frei. Weitere Informationen sind im Internet unter www.wege-ins-ausland.info zu finden. (so)

„Das Vielsinnige des Lesens: Die Buchstaben sind wie Ameisen und haben ihren eigenen geheimen Staat.“

(Elias Canetti)

Der geheime Staat der Ameisen – Offene Akademietagungen zur Literatur.

Kult – Sport – Krieg

Inszenierungen des Körpers in Leben und Kunst der alten Griechen

Von Lambert Schneider



Diskuswerfen gehörte zum antiken Fünfkampf



Rekonstruktion des antiken Olympia



Der athletische Mann als Leitbild

Nirgends hat Sport und der mit ihm verbundene Körperkult eine so breite Wirkung und umfassende Bedeutung gehabt wie im alten Griechenland. Tausende von Zuschauern kamen zu den Heiligtümern von Isthmia, Delphi, Argos, Samos oder Delos, wo in festlichem Rahmen sportliche Wettkämpfe vielfältigster Art ausgetragen wurden. An der Spitze – und schon damals geradezu synonym für Sport – war Olympia, das mit seinen Aufwendungen und seinem Prestige alle übertraf. Von überall her pilgerten die Festteilnehmer hierher. Und wenn sie außerdem noch an anderen Festorten wie Delphi, Isthmia, Nemea, Argos, Athen oder Samos dabei sein wollten, was nicht wenige realisierten, so füllte das einen erheblichen Teil ihres Lebens aus. Auch die Vorbereitung der Athleten in den Heimatstädten erforderte ganzen Einsatz. Zu den Voraussetzungen für die Teilnahme an den olympischen Spielen gehörte der Nachweis eines zehnmonatigen intensiven individuellen Trainings zu Hause, hinzu kam noch das einmonatige Gemeinschaftstraining vor dem eigentlichen Auftritt in Olympia. In einem solchen Wettkampf gesiegt zu haben, war höchste Ehre zu Lebzeiten und wurde noch von den nachfolgenden Generationen im Gedächtnis bewahrt. Worauf beruht dieses ungeheure Prestige von Wettkämpfen im alten Griechenland?

Sport erweist sich in der griechischen Kultur als eine Facette eines weit umfassenderen Systems, zu dem neben Wettkämpfen Krieg, Mythos und Kult gehörten. Einige Besonderheiten des griechischen Sports führen hier auf die richtige Spur:

- Sport wurde in Griechenland von Individuen betrieben. Im Sport stellen sich grundsätzlich Einzelne dar. Es gab praktisch keine Mannschaftsspiele.
- Es ging nie um absolute Leistung (etwa durch Zeitmessung oder Messung eines gestemmen Gewichts), sondern allein um den relativen Sieg eines Individuums im Konkurrieren mit einem anderen: Wichtig war der Agon, das Sich-miteinander/gegenseinander-Messen.
- Griechischer Sport war, von seltenen Ausnahmen abgesehen, ausschließlich Män-

nersache. Er verherrlichte aus griechischer Sicht männliche Charaktereigenschaften und führte die Rolle des männlichen Polisbürgers (Bürgers eines Stadtstaates) im Gesamtgefüge der Gesellschaft symbolisch vor.

– Sportliche Wettkämpfe fanden grundsätzlich in religiösem Rahmen statt, fast durchweg in den Heiligtümern. Sport war Bestandteil des Kultes.

Zwar diente Sport auch als Training für den Krieg, wie die olympischen Disziplinen Speerwurf oder Wettlauf in voller Rüstung belegen. Die meisten Wettkampfdisziplinen aber machten nicht unmittelbar fit für die Schlacht, schon gar nicht die so prestigeträchtigen Wagenrennen, denn Wagenfahrten gehörten nicht zum realen griechischen Kriegsgeschehen der archaischen und klassischen Zeit. So gilt der Zusammenhang von Krieg und Sport allenfalls in eingeschränktem Sinne.

Krieg als Alltag

Wichtiger und folgenreicher war die gesellschaftliche und ideologische Verknüpfung von Sport und Krieg. Für die alten Griechen war Krieg mit all seiner Grausamkeit fast etwas Alltägliches. Kriege wurden nicht nur ständig geführt, sondern die griechische Gesellschaft war auch in ihrem Wertekanon auf Krieg ausgerichtet. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge, die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen, die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien“, so der Philosoph Heraklit um 500 v. Chr. Auch im griechischen Götterhimmel und in der mythologischen Welt der Heroen wurden nach griechischem Verständnis Kriege ausgefochten. Kriegstüchtigkeit galt als sozial vorbildlich; man fühlte sich darin den Göttern und Heroen vergleichbar.

Krieg allerdings bedeutete für die Griechen traditionell Krieg zwischen einer Polis (Stadtstaat) und einer Nachbar-Polis. Kriege waren Grenzkriege von begrenztem Umfang und begrenzter Dauer. Man zog aus, schlug sich mit Verlusten an Leib und Leben und zog wieder nach Hause. Der besiegte Gegner war nicht vernichtet, die unterlegene Nachbarpolis existierte, gedemütigt, auch als politische Einheit weiter – und sann auf ein Comeback.

Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr., der Entstehungszeit auch des Sports, traten die Bürger gleichberechtigt als schwer bewaffnete Fußkämpfer in der Phalanx an; daneben gab es in geringem Umfang Reiterkontingente. Es waren Bürgerheere. Die Kriege wurden – anders als in vielen anderen und vor allem späteren Gesellschaften – eben nicht von Herr-

schern in Auftrag gegeben und vom Volk ausgebadet. Sie waren Angelegenheit aller männlichen, freien (nicht-sklavischen) waffenfähigen Bürger: exakt der Schicht, die auch in den Heiligtümern zum sportlichen Wettkampf antrat. Dies hat seinen Grund in der Gesellschafts- und Verfassungsstruktur Altgriechenlands. Griechenland war in der archaischen und klassischen Zeit kein zusammenhängender Territorialstaat mit Zentrum und hierarchischer Spitze, sondern ein loser Verbund konkurrierender Stadtstaaten, in denen die Bürger – zuerst reiche Grundeigentümer, später auch Gewerbe treibende Schichten – das Geschehen bestimmten.

Eine zentrale Rolle in diesem System miteinander rivalisierender Stadtstaaten nahmen die Heiligtümer ein, vor allem Olympia. Speziell der olympische Zeus, Hausherr der olympischen Spiele, wurde ausdrücklich als Lenker der Kriege bezeichnet. Seine Priester und Orakeldeuter berieten die verschiedenen Kriegsparteien (z.B. wann eine Schlacht begonnen werden sollte), was eine gehörige Portion diplomatischen Geschicks erforderte.

Noch wichtiger als diese unmittelbare Kriegseinwirkung der religiösen Instanz Olympia war deren strukturelle Relevanz für die griechischen Stadtstaaten. Denn die Heiligtümer waren – neben den Marktplätzen – die Orte öffentlicher Kommunikation schlechthin, vor allem die religiösen Zentren außerhalb der Städte, die allen gemeinsam zugänglich waren: allen voran Delphi und Olympia. Dort traf man zusammen, um sich nach einem Feldzug mit dem Nachbarn zu versöhnen, einen Friedensvertrag auszuhandeln und ihn durch in Stein gemeißelte Inschriften zu dokumentieren. Man kam aber ebenso dorthin, um den eigenen Sieg zu feiern und in einem prächtigen Monument zu verewigen, das aus der Kriegsbeute finanziert wurde und das von niemandem demoliert werden durfte. Der Gegner konnte später nach eigenem Erfolg allenfalls ein eigenes, ebenfalls den Göttern geweihtes Konkurrenzmonument an wirkungsvoller Stelle im gleichen Heiligtum aufstellen. Olympia war voll gestopft mit Kriegsmonumenten: erbeuteten Waffen, Inschriftenpfeilern, vor allem aber Statuen. Griechische Kunst war wesentlich Heiligtumskunst, und diese zu einem erheblichen Teil Kriegskunst.

Innerhalb der angedeuteten Konvention war man im Heiligtum an Spielregeln (wie beim Sport) gebunden. Diese Regeln erlaubten die Verarbeitung von Sieg und Niederlage, mit Stolz und mit traumatischen Erlebnissen. Die Weihung von Beutewaffen samt unmissverständlichem Inschrift war erlaubt, wenn auch für die unterlegene Seite schmerzhaft. Aber eine Darstellung der Abschichtung des unterlegenen Gegners, der ja ebenfalls das Heiligtum weiter benutzte, wäre sozial unerträglich und religiös inakzeptabel gewesen. Hingegen war es üblich, den eigenen Erfolg metaphorisch durch Stärke-Symbole wie einen Stier, einen Löwen oder in Gestalt einer Nike, der Siegesgöttin, zu verewigen.

Bei allen ökonomischen Grundlagen von Kriegen ging es vor allem – nicht anders als beim Sport – um Stolz, Ehre und bleibenden Ruhm. Das kommunikative Ringen darum geschah, nicht anders als beim Sport, im Heiligtum. Auch beim Sport wurde der Sieg von der Einzelperson errungen, zugleich aber als Sieg der Vaterstadt aufgefasst. So traten auch im Sport gewissermaßen die Städte gegeneinander an. Es gab in den Heiligtümern neben den sportlichen Wettkämpfen Schönheitswettbewerbe (die keineswegs belächelt wurden,



Kriegsdienst war Sache der freien Bürger

„Zu Ehren des Zeus. Die Olympischen Spiele der Antike“ war der Titel einer Offenen Akademietagung am 19./20. Juni. Einer der Referenten: Lambert Schneider, Archäologieprofessor an der Universität Hamburg. Seinen Beitrag zum Zusammenhang von Kult, Sport und Krieg im antiken Griechenland drucken wir in gekürzter und überarbeiteter Form.

sondern hohen Ruhm eintrugen); es gab Theater-, Literatur-, Musik- und Tanzwettbewerbe: eigentlich nichts, was man nicht in Konkurrenz tun könnte. So war die Funktion der Heiligtümer für Sport, Krieg und all die genannten Künste jeweils die gleiche: Das Heiligtum gab mit sakrosankten Spielregeln einen Rahmen für alle dort stattfindenden Aktivitäten.

Nacktheit als Chiffre

Seit wann und inwieweit die Sportwettkämpfe in den Heiligtümern nackt ausgetragen wurden, ist in der Forschung umstritten. Die griechische Bildkunst stellt Sportler grundsätzlich nackt dar. Und nicht nur Sportler: Selbst bei Kriegsszenen und in sonstigen Kontexten, wo Nacktheit in der Realität ausgeschlossen werden kann, erscheinen die athletisch trainierten schönen Männer häufig ganz oder teilweise unbekleidet.

Schon im 7. Jahrhundert v. Ch. wird der „Kouros“, die nackte frontale Jünglingsfigur, zu der Chiffre des Mannes schlechthin: athletisch trainiert, stramm da stehend (so von vorn), zugleich ausschreitend (so von der Seite). Den Figurentypus haben die Griechen aus der ägyptischen Bildkunst übernommen. Dort aber war er mit einem rockartigen Lendenschurz ausgestattet und wurde als Beamten- oder Pharaobildnis nicht mit einem besonderen Körpertraining in Verbindung gebracht. Und was haben die Griechen damit gemacht? Sie haben ihn „ausgezogen“ – Zeichen der für sie offenbar enormen Bedeutung männlicher Nacktheit.

Alle diese Statuen waren im öffentlichen Raum zu bewundern, vor allem in den Heiligtümern, nicht anders die wirklichen Athleten bei ihren Wettkämpfen. Nackt – männlich nackt – galt nicht als privat, gehörte nicht in die Sphäre zurückgezogener Häuslichkeit, sondern zur öffentlichen Selbstdarstellung. Da auf diese Weise Menschen und Götter verbildlicht wurden, erschien Nacktheit zugleich als erhaben, ja geradezu göttlich bzw. heroisch.

Immer aufs Neue taucht in der griechischen Bilderwelt der „nackte Mann“ auf: realistisch beim Sport, vielleicht auch bei der Übergabe von Tiergeschenken, gänzlich unrealistisch aber bei Jagd und Krieg. Um ein vollwertiger Bürger zu werden und zu bleiben, der den mentalen und körperlichen Anforderungen gerecht wird – stark, geschickt, selbstkontrolliert und schön – bedarf es permanenten sportlichen Trainings. Und welches Bild hätte dieses Erziehungsergebnis vollkommener verkörpern können als die Darstellungschiffre „nackter Mann“?

Durch die Nacktheit wurden alle geforderten Eigenschaften des tadellosen Polisbürgers gewissermaßen in den Körper verlegt und damit von Zufälligem und Äußerlichem befreit. Es ist – so wollen es die Bilder und lebendigen Inszenierungen – allein der trainierte, kraftvolle und kontrollierte Körper, der diesen Status verkörpert, nicht feine Gewänder, nicht Würdeattribute oder Insignien als Zeichen eines von außen verliehenen Status. Man „hat“ nicht Vorzüglichkeit, sondern der eigene Körper „ist“ Inbegriff von Vorzüglichkeit. Der nack-



Krieg war Alltag im antiken Griechenland

te athletische Mann verkörpert im Wortsinne den vorbildlichen Polisbürger. Man ist Polismitglied *katà physin*, nach seiner Natur! Diese allerdings ist nicht allein durch Geburt gegeben, sondern muss durch Erziehung ausgebildet werden. Nicht nur Sklaven, auch Ausländer waren vom nackt ausgeübten Sport und dem damit verbundenen Körperkult ausgeschlossen. Entsprechend werden sie in der griechischen Bildkunst durchweg bekleidet dargestellt.

Mit der Polisgesellschaft endete auch der mit dem Sport verbundene griechische Körperkult in seiner umfassenden religiösen und gesellschaftlichen Funktion. Bereits in Rom war Sport etwas völlig anderes. Erst recht lässt sich heute nicht mehr sinnvoll an altgriechische Rituale anknüpfen. Die Grundlagen und Motive für körperliches Training und die Zurschaustellung von trainierten Körpern sind andere geworden.

Das Erbe von al-Andalus

Islamische Spurensuche in Spanien

Die Madrider Attentate des 11. März 2004 brachten einen nachhaltigen Schock weit über die spanische Hauptstadt hinaus – der Westen ängstigt sich vor einem weltweiten Terrorismus. Angesichts des pauschalen Fundamentalismusverdachts verweisen islamische Intellektuelle jetzt auf historische Erfahrungen der Iberischen Halbinsel. Unter dem Titel „Terror oder Toleranz?“ diskutierte eine Akademietagung das historische Erbe von al-Andalus.

Was der Islam hinterlassen hat, ist für den heutigen Besucher Spaniens unschwer zu erkennen: berühmte Bauwerke, die ihresgleichen nicht allein in Europa suchen, sondern auch in der islamischen Welt. Entsprechend konzentriert sich das Interesse an maurischer Zivilisation nicht selten auf architektonische Leistungen. Während Hufeisenbögen und Stuckgewölbe, Gartenanlagen und Wasserspiele als Inbegriff maurischer Lebensart sofort ins Auge springen, lassen sich langfristige Wirkungen der islamischen Epoche auf die spanische Kultur nur andeuten, will man sich nicht in Aufzählungen verlieren.

Nach philologischer Auskunft gehen schätzungsweise 15 bis 20 Prozent des spanischen Wortschatzes mehr oder minder direkt auf das Arabische zurück. Dabei wurden die Wortstämme latinisiert und phonetisch bis zur Unkennt-

lichkeit verfremdet; dennoch verrät eine Vielzahl von Tätigkeitsworten und Eigennamen unschwer ihre Herkunft – vor allem Ortsnamen und geographische Bezeichnungen von Flüssen, Tälern und Bergzügen, ferner Tier- und Pflanzennamen sowie Fachbegriffe und Spezialvokabular zahlreicher Handwerkszweige bis hin zu Wörtern für Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Die arabischsprachige Vergangenheit ist in jeder spanisch geführten Konversation von nur einigen Dutzend Wörtern lebendig.

Zahlreiche Städte verdanken einer jahrhundertlang wandernden Front den Namenszusatz *de la frontera* (an der Grenze). Das Streben nach Territorialgewinn als direkte Folge der politischen Konfrontation mit dem Islam bestimmt bis zur Gegenwart Landschaftsbild und Sozialstruktur in großen Teilen der Halbinsel. In Westandalusien etwa ist das Panorama von Großgrundbesitz geprägt, der auf die Verteilung riesiger Ländereien an den kastilischen Adel zurückgeht und Besitzverhältnisse etablierte, die sich bis in unsere Tage kaum verändert haben; dass die andalusische Provinz Jaen heute über mehr Olivenbäume verfügt als die restlichen EU-Gebiete samt der Türkei, hat seine Ursache in der Landverteilung der Reconquista, wo einige wenige darüber entschieden, was auf den riesigen Flächen angebaut wurde.



Granada

Als ehemalige Bewohner extremer Trockenzone (Arabische Halbinsel, Atlas-Gebiet etc.) entwickelten die Muslime eine ausgefeilte Bewässerungstechnik. In al-Andalus verbreitete juristische Traditionen der Wasserzuteilung finden teilweise bis heute Anwendung (z.B. in Valencia). Von den Mauren angelegte Bewässerungsterrassen trugen Mandeln und Granatäpfel, Obst und Zitrusfrüchte, nicht zuletzt auch Maulbeerbäume für die Seidenproduktion. Der weiträumig betriebene Bewässerungsfeldbau konnte große Städte ernähren und wurde auch späterhin an zahlreichen Orten beibehalten; anders im Hochtal von Granada, dessen kompliziertes Kanalsystem nach der Eroberung vernachlässigt wurde und zusehends verfiel, mit verheerenden Folgen für die Landwirtschaft. Aber auch in weiten Landstrichen mit Trockenfeldbau werden Wein und Oliven, Weizen und Baumwolle bis heute auf Parzellen angebaut, die schon von den Mauren kultiviert wurden.

Eine große Zahl von Nutzpflanzen ist erst seit islamischer Zeit auf der Iberischen Halbinsel heimisch, von den Mauren bevorzugte Gemüsesorten finden sich bis heute auf dem iberischen Speisezettel. Typisch spanische Süßspeisen, Konfekt und Gebäck, nicht selten auf Mandelbasis, haben ihr ursprüngliches Rezept in arabischen Kochbüchern, die vernichtet wurden. Renommierete Gastronomen bemühen sich heute in Andalusien um die Rekonstruktion einer in Vergessenheit geratenen maurischen Kochkunst. Mit dem beliebten Karamelpudding kennen die Spanier aller-

dings ein Dessert, das sich auch überall in Nordafrika findet.

Die Mauren brachten die später berühmten arabischen Hengste auf die Iberische Halbinsel; Harmonien der andalusischen Musik fanden Eingang in die spanische Volkstradition. Als Vermächtnis augenfällig ist jedoch in erster Linie die Baukunst. Das mediterrane Haus mit Innenhof (*patio*), wie es in Spanien bis heute selbst den Grundriss größerer Mietblocks prägt, geht zurück auf eine nach innen offene, typisch maurische Bauweise. Im Bereich der ornamentalen Innengestaltung (Kachel, Mosaik, Stukkatur) ist der in Andalusien geprägte Stil von einer geometrischen Präzision und geradezu abstrakten Klarheit, die man im östlichen Islam vergeblich sucht. Diese bestechende Originalität maurischer Ästhetik fand ihr Echo auch im christlichen Bereich der Iberischen Halbinsel.

Raimund Allebrand



Plaza de Espana in Sevilla

„Primavera Andaluza“ ist eine Ferienakademie überschrieben, die vom 25. Februar bis 4. März 2005 unter Leitung von Raimund Allebrand in den Süden Spaniens führt.

Zum Thema „Terror oder Toleranz? Spanien und der Islam“, hat Raimund Allebrand einen Sammelband mit Beiträgen von zehn Autoren herausgegeben (Horlemann-Verlag, 240 S., 14,80 Euro).

Schulverweigerer in Deutschland

Zahlreiche Kinder scheitern in der Regelschule. Die „alte Schule“ und die „neuen Kinder“ finden immer weniger zueinander. Und dies in einem Schulsystem, das doch so ausgefeilt und strukturiert ist. Schulverweigerer, Straßenkinder, „nicht mehr beschulbare“ Schülerinnen und Schüler und „Unerreichbare“: Das sind Begriffe für Kinder, die nicht mehr oder nur unregelmäßig die Schule besuchen. Die Ursachen sind vielfältig. Irene Hofmann-Lun (Referentin einer Tagung zur Schulverweigerung) und Birgit Reißig von Deutschen Jugendinstitut haben in ihrem Beitrag einige Daten, Fakten und Interpretationen zur Schulverweigerung zusammengestellt.

Zwar gibt es in Deutschland bisher keine repräsentativen Untersuchungen zur Anzahl von Schulverweigerern. In der Beobachtung von Experten ist die Zahl derer, die dauerhaft und aktiv (entweder durch Abwesenheit oder Stören des Unterrichts) bzw. passiv (z.B. durch „Abschalten“ im Unterricht) die Schule verweigern, stetig angestiegen. Diese verschiedenen Formen einer Verweigerungshaltung sind ein Ausdruck sozialer Problemlagen, die nicht unerhebliche Folgen für die betroffenen Schüler, aber gleichzeitig auch für die Gesellschaft haben. Jugendliche Schulverweigerer, die ohne Schulabschluss bleiben, laufen Gefahr, vom Ausbildungs- und Arbeitsmarkt ausgeschlossen zu werden und auf so genannte prekäre Beschäftigungsverhältnisse ausweichen zu müssen.

Der Schulabschluss scheint für viele Schülerinnen und Schüler in weite Ferne gerückt. So ist die Zahl der Jugendlichen, die ohne Abschluss die Schule verlassen, in den letzten Jahren ständig gestiegen. Die Anzahl der Abgänger/Absolventen aus allgemeinbildenden Schulen des Schuljahres 2000/2001 ohne Hauptschulabschluss betrug 9,5 Prozent. Er hat sich damit gegenüber dem Vorjahr um 2,1 Prozent erhöht.

Aufgrund individueller Problemlagen oder gesellschaftlich bedingter Benachteiligungen setzen diese Jugendlichen Misserfolgserfahrungen in schulische Verweigerung um. Schulverweigerndes Verhalten resultiert aus einem Ursachengefüge. Ihm können gesellschaftliche Bedingungen, schulische Bedingungen, die familiäre Situation des Jugendlichen sowie Faktoren in der Persönlichkeit eines Jugendlichen zugrunde liegen.

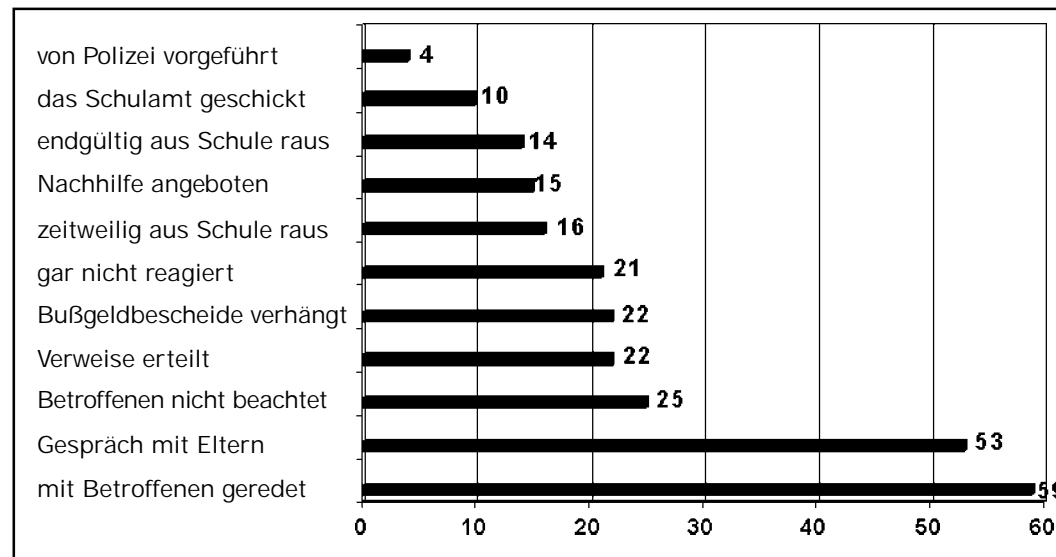
Die deutsche PISA-Untersuchung hat Bedingungskonstellationen benannt, die dem Risiko der beruflichen Ausgrenzung vorausgehen. Vom Risiko der Schulverweigerung können besonders folgende Gruppen von Jugendlichen als betroffen gelten:

- Jugendliche aus sozial schwachen Familien,
- Jugendliche aus unvollständigen Familien,
- Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund,
- Jugendliche mit Behinderungen,
- Klassenwiederholer,

- Jugendliche, die von einer höheren in eine niedrigere Schulform abgestiegen sind, sowie
- Schülerinnen und Schüler aus Haupt- und Förderschulen.

Die Schwierigkeiten, den Umfang der Schulverweigerung in Deutschland zu bestimmen, resultieren zum einen daraus, dass die Zahlen zur An- und Abwesenheit von Schülerinnen und Schülern bundesweit nicht systematisch erfasst und ausgewertet werden. Zusätzlich sind Statistiken, die auf Basis von regionalen, kommunalen oder länderspezifisch-repräsentativen Studien erstellt wurden, wegen unterschiedlicher Definitionen von Schulverweigerung, nicht vergleichbar.

Wie die Schulen auf die Verweigerung reagierten...



Folgende Definitionen der Begriffe Schulmüdigkeit und Schulverweigerung versuchen das Verhaltensspektrum von Kindern und Jugendlichen zu erfassen, die sich – in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Weise – dem Unterricht bzw. der Schule entziehen.

- Schulmüdigkeit ist als eine Vorform einer Verweigerungshaltung aufzufassen. Die Übergänge zur Schulverweigerung sind jedoch fließend. Sie kann sich ausdrücken in
- Wiederholung(en) von Schuljahren,
 - in noch nicht verfestigtem passiven und aktiven Verweigerungsverhalten.

Mit dem Etikett „Schulverweigerer“ werden u.a. belegt:

- Passive Schulverweigerer:
- Kinder und Jugendliche, die zwar im Unterricht physisch präsent sind, sich aber passiv verhalten, regelmäßig oder dauerhaft zurückziehen, psychisch abwesend sind,
 - Kinder und Jugendliche, die formal entschuldigt, aber inhaltlich nicht nachvollziehbar häufig am Unterricht nicht teilnehmen.
- Aktive Schulverweigerer:
- Kinder und Jugendliche, die unentschuldig wiederholt, regelmäßig bzw. dauerhaft der Schulpflicht nicht nachkommen,
 - Kinder und Jugendliche, die zwar im Unter-

richt physisch präsent sind, jedoch ihre Teilnahme am Unterricht aktiv verweigern, z.B. durch Störungen.

Im Rahmen des Modellprogramms „Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) hat das Deutsche Jugendinstitut im Jahr 2000 in Projekten, in denen mit jugendlichen Schulverweigerern gearbeitet wird, eine deutschlandweite quantitative Fragebogenuntersuchung durchgeführt.

Es konnten hier aktive Schulverweigerer (also vor allem jene, die häufig mehrere Monate nicht in der Schule waren) zu den Gründen und zum Verlauf ihres Fernbleibens so-

wie zu Reaktionen des Umfelds auf ihre Schulverweigerung befragt werden. In die Erhebung einbezogen waren 346 Jugendliche aus ganz Deutschland.

Betrachtet man das Alter zu Beginn des Schwänzens, fällt auf, dass Schulmüdigkeit und Schulschwänzen keineswegs alleinige Probleme der höheren Klassenstufen darstellen. Denn 15 Prozent der Befragten gaben an, bereits unter 12 Jahren gelegentlich in der Schule gefehlt zu haben. Dieses Ergebnis macht die Anforderungen an frühzeitiges präventives Arbeiten deutlich.

Die Angaben zum Alter beim Beginn der „Schulverweigererkarriere“ beziehen sich auf den Zeitpunkt, zu dem in der Wahrnehmung der Befragten das Fernbleiben von Schule und Unterricht nicht nur selten bzw. gelegentlich stattfand. Die größte Gruppe (58 Prozent) siedelt den Beginn der Karriere in der Altersspanne zwischen 12 und 14 Jahren an. Fast die Hälfte gibt an, gleich ganze Tage die Schule geschwänzt zu haben. Es gibt keine gesicherten Informationen darüber, ob diesem „Karrierebeginn“ Verhaltensweisen vorausgingen, die die frühe Diagnose des bevorstehenden Verweigerungsrisikos und die Entwicklung präventiver Strategien erlaubt hätten.

Bei der Frage der Reaktion der Eltern auf das schulverweigernde Verhalten ihrer Kinder wird augenfällig, dass lediglich die Hälfte der Eltern überhaupt darüber unterrichtet war. Bei den Eltern, die die meiste Zeit über wussten, dass ihre Kinder schwänzen, überwogen in der Erinnerung der Befragten vermittelnde (mit dem Kind bzw. mit Schule in Kontakt getreten) oder auch aktiv unterstützende Verhaltensweisen (Kind in ein Projekt vermittelt).

Die von den Jugendlichen berichteten Reaktionen der Schulen sind einerseits eher disziplinarisch bzw. hilflos („von Polizei vorgeführt; aus Schule raus; Bußgeldbescheide verhängt; Verweise erteilt“), andererseits durchaus auch auf konkrete Problemlösungen („Nachhilfe angeboten“) gerichtet. Dass das Spektrum von im engeren Sinne pädagogischen Hilfsangeboten nach diesen Ergebnissen eher eingeschränkt ist, mag dem in der Untersuchung benutzten Instrument geschuldet sein. Möglicherweise ist aber das Verhaltensrepertoire der Schulen für diesen Problemtyp tatsächlich eng begrenzt.

Irene Hofmann-Lun und Birgit Reißig

Fromme Touristen

Experten erörtern die Bedeutung des Weltjugendtages 2005 für die deutsche Reisewirtschaft

Wenn die Jugend der Welt im August 2005 nach Deutschland kommt, geht es in erster Linie um Spiritualität, um Begegnung, um Engagement. Aber die jugendlichen Gäste kommen auch in das Reiseland Deutschland, in die touristischen Regionen zwischen Starnberger See und Ostseeküste, zwischen der Euregio um Aachen und der sächsischen Schweiz. Daher hat die Akademie gemeinsam mit dem NRW-Tourismusverband Vertreterinnen und Vertreter aus Fremdenverkehrsbüros und touristischen Interessenverbänden zu einem Gespräch Anfang September nach Köln eingeladen. Hermann-Josef Johanns, Geschäftsführer des Weltjugendtages, und Pressesprecher Matthias Kopp informierten die Touristiker über den aktuellen Stand der Vorbereitungen des Mega-Events. Weil die jugendlichen Gäste neben dem offiziellen Programm auch „Land und Leute“ kennen lernen möchten, wurden 341 Tage vor dem Großereignis weitere Schritte zur Zusammenarbeit zwischen Weltjugendtagsbüro und den Tourismus-Fachleuten initiiert. (bre)

Lernen als Erlebnis?

Studienreise

Vom Europa-Park Rust über den Mystery Park im schweizerischen Interlaken bis zum Technorama in Winterthur spannte sich geographisch und inhaltlich der Bogen des Studienprojekts, das sich im Oktober mit Lernen in Erlebniswelten beschäftigte. Die fachkundigen Teilnehmer konnten nicht nur die Parks erkunden, sondern mit ihren „Machern“ ins Gespräch kommen: Im Mystery Park gab Marketingchefin Alice Galli Auskunft über Konzept und erste Erfahrungen mit der Einrichtung. Der Mystery Park liegt im Berner Oberland und geht zurück auf Ideen von Erich von Däniken. Der Park will „unerklärbare und doch fassbare“ Rätsel der Welt mit multimedialen Mitteln darstellen. Dazu gehören u.a. die Pyramiden im ägyptischen Gizeh oder die Megalithen von Stonehenge. Im Europa-Park Rust hatten die Teilnehmenden des Studienprojekts zuvor Hintergründe und Bedingungen erlebnisorientierten Lernens erörtert: Joachim Lerch berichtete über Konzept und Realisierung der Science Days im Europa-Park, Michael Kreft, Beauftragter der Geschäftsleitung, skizzierte aktuelle Entwicklungen des Freizeitparks. Eine weitere Etappe des Studienprojekts, das die Thomas-Morus-Akademie und das B.A.T. Freizeit-Forschungsinstitut gemeinsam veranstalteten, führte in das Science Center Technorama. Nach dem Besuch des interaktiven Museums stellte sich Direktor Remo Besio den Fragen der Teilnehmer. (is)



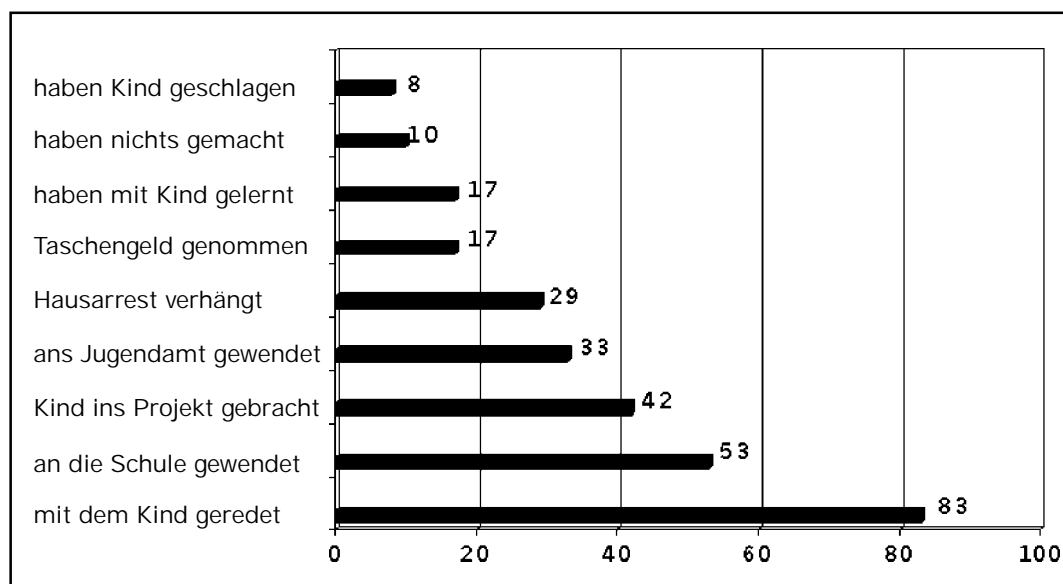
Alice Galli, Marketingmanagerin des Mystery Parks, im Gespräch mit Teilnehmenden

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewusst wäre, wie oft er die andern missversteht.“

(Johann Wolfgang Goethe)

Verstehen lernen – Offene Akademietagungen zu Philosophie und Theologie.

Wie betroffene Eltern auf die Schulverweigerung reagierten...



Sternstunde: Spinoza in der Laube zu Bensberg

Goethe, die Brüder Jacobi und die deutsche Spinoza-Rezeption

Von Martin Bollacher

Gemeinsam mit den Brüdern Johann Georg und Fritz Jacobi und dem Schriftsteller Wilhelm Heinse besuchte Johann Wolfgang Goethe am 24. Juli 1774 Bensberg. Ein Ereignis nicht nur von lokaler Bedeutung, sondern ein Schlüsselmoment der Geistesgeschichte im 18. Jahrhundert, wie der Literaturwissenschaftler Martin Bollacher in seinem Beitrag zur Festveranstaltung der Thomas-Morus-Akademie am 25. Juli 2004 hervorhob. Wir dokumentieren den Vortrag in gekürzter Form.

Stefan Zweig hätte vielleicht von einer „Sternstunde der Menschheit“ gesprochen, einem jener Augenblicke großer, folgenreicher Entscheidungen oder Begegnungen, in denen sich die Geschichte zu einer Weltstunde zu verdichten scheint. Ein solches denkwürdiges Datum der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte war zweifellos jener 24. Juli 1774, an dem eine Gruppe junger, miteinander befreundeter Dichter, Literaten, Intellektueller von Pempelfort (heute zu Düsseldorf gehörend) hinüber nach Bensberg reiste, um dort den Tag mit der Besichtigung des Schlosses und geselligen Gesprächen zu verbringen. An dieser sommerlichen Exkursion nahm – als zugereister Gast – der knapp fünfundzwanzigjährige Goethe teil, der sich auf einer Reise lahn- und rheinabwärts befand. Goethe hatte gerade, im Zeitraum von wenigen Wochen, seinen genialen Erstlingsroman *Die Leiden des jungen Werthers* niedergeschrieben, er war voller ungestümer Schaffenskraft, trug sich mit zahlreichen dichterischen Plänen, arbeitete an *Egmont*, einem *Prometheus*-Drama und auch schon am *Faust*. Mit dem *Werther*-Roman, der im September 1774 erschien, wurde Goethe mit einem Schlage eine deutsche, ja europäische Berühmtheit – sogar Napoleon nahm den *Werther* mit auf seine ägyptische Expedition.

Was aber macht nun den 24. Juli 1774 zu einem so bedeutsamen Datum – für uns Nachgeborene, aber auch für alle, die damals diesen Tag erlebt haben? Es ist nicht nur die Freundschaft zwischen dem jungen Dichtergenossen und den ihm erst seit wenigen Tagen persönlich bekannten Brüdern Friedrich Heinrich und Johann Georg Jacobi, die diesen Tag in die Annalen eingehen ließ, es ist der Augenblick einer geistigen Begegnung, einer geistigen Erweckung im Zeichen einer Philosophie, die bis dahin als Inbegriff der Absurdität und als schreckliche Irrlehre gegolten hatte. Morgens um fünf Uhr bestiegen Goethe, die Brüder Jacobi und Wilhelm Heinse in Pempelfort die Kutsche. Johann Georg berichtet in seinem Tagebuch: „Wir langten in Bensberg an. Schloss und Dorf liegen auf einem hohen Berge, von welchem man viele Meilen voll Wälder, Äcker und Heiden, in der Fern' eine Strecke des Rheins und die berühmten sieben Berge sieht. Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen; hinter dem Gärtchen öffnete sich ein Teil der großen Aussicht.“ Jahre später, als Goethe daranging, in *Dichtung und Wahrheit* seine Reise zu den Jacobis darzustellen, schrieb ihm Friedrich Heinrich am 28. Dezember 1812: „Ich hoffe du vergisst in dieser Epoche nicht [...] der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst.“ Nach dem Essen besichtigte man das Schloss, dessen von Jan Weenix stammenden Wandverzierungen Goethe entzückten.

Die „Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst.“ In diesem Bildungserlebnis, dessen sich Goethe und Jacobi nach beinahe vierzig Jahren noch so deutlich erinnern, spiegelt sich ein wissenschafts- und religionsgeschichtlicher Umbruch von weitreichenden Konsequenzen wider. Den Wortlaut des Gesprächs kennen wir nicht, aber den Inhalt, den argumentativen Kern der Unterhaltung zwischen Goethe und Jacobi können wir weitgehend erschließen.

Baruch Spinoza, 1632 in Amsterdam geboren, studierte die Schriften Descartes' und

anderer Philosophen und geriet früh in Konflikt mit dem orthodoxen Judentum. Jüdische Tradition und moderne Geistesfreiheit ließen sich nicht miteinander versöhnen, und so wurde er 1656 aus der Synagoge ausgeschlossen. Das beraubte den häretischen Denker zwar seiner religiösen, ethnischen und kulturellen Wurzeln, ermöglichte ihm aber andererseits die Existenz eines modernen, ungebundenen Intellektuellen. So bestreitet er in seinem *Theologisch-politischen Traktat* von 1670 den göttlichen Ursprung der (hebräischen) Bibel, die er kritisch auf ihre Widersprüche hin untersucht, und zugleich trennt er die Philosophie als „Reich der Wahrheit und der Weisheit“ rigoros von der Theologie als „Reich der Frömmigkeit und des Gehorsams“. Aber erst in seiner *Ethica ordine geometrico demonstrata*, die 1677 posthum erschien, hat Spinoza seine Lehre umfassend dargestellt und entwickelt ein Erkenntnisssystem, das Descartes' Zweisubstanzenlehre (Denken und Ausdehnung) in der einen Substanz der Gott-Natur aufgehen läßt. Dies bedeutet nicht weniger als eine Absage an den personalen, außerweltlichen Gott der monotheistischen Weltreligionen. Deus sive natura, Gott oder die Natur – so die berühmte pantheistische Synonymitätsformel der *Ethik*, die nicht nur den Juden, sondern auch den Christen als Inbegriff des Atheismus erscheinen musste.

So sieht ihn auch der aus Düsseldorf stammende Johann Köhler, latinisiert Colerus, der als lutherischer Prediger in Holland tätig war und 1705 Spinozas Leben beschrieb. Das Titelkupfer der deutschen Übersetzung von 1733 zeigt ein Brustbild Spinozas mit einer lateinischen Unterschrift, zu deutsch etwa: „Benedictus de Spinoza aus Amsterdam. [...] Er ist der Verfasser (Architekt) des ersten Systems scharfsinniger (raffinierter) Atheisten. Endlich beschloss er, der Anführer der Atheisten unserer Zeit, sein unglückseliges Leben in der Haager Grafschaft: er trägt das Zeichen, den Ausdruck der Verwerfung auf der Stirn.“

Goethe kannte Colerus' Büchlein aus der Bibliothek seines Vaters. In *Dichtung und Wahrheit* schildert er seine Reaktion auf das Bild und den lateinischen Kommentar: „Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unserer Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte, und, um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinozas Bildnis dem Titel gegenüber gesetzt hatte, mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, dass er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angesichts trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht leugnen: denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommene Fratze; wobei mir denn jene Gegner einfallen mussten, die irgend jemand, den sie misswollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.“

Statt Colerus liest Goethe daraufhin den Spinoza-Artikel in Bayles Wörterbuch und ärgert sich darüber, dass Spinoza einerseits als verwerflicher Atheist geschmäht, andererseits als guter, freundlicher Staatsbürger bezeichnet wird. Wie kann jemand ein gerade zu heiligmäßiges Leben führen und zugleich monströse Irrlehren aushecken? An den Schriften Spinozas hat er – Goethe – kein Ärgernis genommen, vielmehr weht ihn bei der Lektüre des „merkwürdigen Mannes“ eine „Friedensluft“ an, und mit der klaren Erkenntnis seiner selbst verbinde sich eine ebenso klare Sicht der Welt: „Ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete.“



„Schloss und Dorf liegen auf einem hohen Berge“ – Schloss Bensberg beherbergt heute ein Grandhotel

In der Bensberger Laube hat Goethe mit Fritz Jacobi über den uneigennütigen Weisen Spinoza gesprochen, dessen Lebensführung für den zu Spinoza Bekehrten eben auch die Erhabenheit seines Gottesbegriffs und die Wahrheit seiner Lehre verbürgte. Die Bensberger Freundschaftsfeier zwischen Goethe, Johann Georg und insbesondere Friedrich Heinrich Jacobi stand im Zeichen einer ethisch-metaphysischen bzw. religiösen Rettung eines modernen, der Freiheit des Philosophierens verpflichteten Selbstdenkers, der die Einheit von Leben und Werk verkörperte und deshalb für die nach weltanschaulicher Orientierung suchende Geniegeneration zum enthusiastisch verehrten Vorbild aufsteigen konnte. Merkwürdig ist es, dass die schwärmerische Freundschaft zehn Jahre später wiederum über Spinoza zerbrach oder zumindest auf eine harte Probe gestellt wurde. Dass „unser Streben“, wie Goethe in *Dichtung und Wahrheit* schreibt, „eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde“, wurde alsbald offenbar.

Zur Kontroverse kam es im Jahre 1785, und zwar durch Jacobis Schrift *Über die Lehre des Spinoza*, in der Lessing als Spinozist, Spinozas Philosophie von Fritz Jacobi aber als Atheismus bezeichnet wurde. Zum endgültigen Bruch führte dann 1811 Jacobis gegen Schelling gerichtete Schrift *Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung*, in der Jacobi behauptete, die Natur verberge Gott, der Mensch offenbare Gott, „indem er sich mit dem Geist über die Natur erhebt“. Goethe antwortete auf

dieses „ungöttliche Buch von göttlichen Dingen“ (an Knebel 8.4.1812) mit dem Gedicht *Groß ist die Diana der Epheser*, in welchem er gegen die jüdisch-christliche und damit auch gegen Jacobis Gottesvorstellung polemisierte: „Als gäb's einen Gott so im Gehirn / Da! hinter des Menschen alberner Stirn [...]“.

„Die Menschen“, so schrieb Goethe am 6. Januar 1813 an seinen Jugendfreund Jacobi, „werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt.“ So ließen die Spaltungen des Alters die durch gemeinsame Gesinnungen gespeiste Jugendfreundschaft mehr und mehr in den Hintergrund treten. Die Spinozagespräche in der Laube zu Bensberg stehen somit am Anfang einer wechselvollen, die Physiognomie des Jahrhunderts prägenden, im Namen Spinozas besiegelten und über Spinoza zerbrochenen Freundschaftsbeziehung, von der Goethe später sagen konnte: „[...] wir liebten uns, ohne uns zu verstehen.“

Prof. Dr. Martin Bollacher lehrt *Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum*. Seit seiner Studie *Der junge Goethe und Spinoza* (Tübingen 1969) befasst er sich mit der Bedeutung Spinozas für die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte. Eine ungekürzte Fassung seines Beitrags wird demnächst in den „Goethe-Blättern“ der Goethe-Gesellschaft Siegburg erscheinen.

Vielfalt als Erfolgsgeheimnis

Zur interkulturellen Öffnung des deutschen Sozialwesens

Warum Fachkräfte nichtdeutscher Herkunft in Deutschland einstellen? Die Frage wird in deutschen öffentlichen Institutionen von der Stadtverwaltung bis zur Hochschule – wenn überhaupt – meist mit bestimmten Herausforderungen beantwortet: Weil man in der Arbeit viel mit „Ausländern“ zu tun hat, weil man etwas gegen die hohe Arbeitslosigkeit von Migranten oder etwas gegen Diskriminierung tun müsse. Lauter gute Gründe, die aber die interkulturelle Öffnung der eigenen Institution stets als eine Art Notmaßnahme erscheinen lassen.

Dagegen sammelte eine Studienkonferenz in Bensberg Gründe „von innen“: Vielfalt kann, gut genutzt, ein Erfolgsfaktor sein. Die Wirtschaft macht es vor: Diversity Management wird in größeren Firmen allmählich zum Standard, weil genügend Ideen und Perspektiven nur hat, wer die Vielfalt der Gesellschaft selbst

abbildet und nicht ausschließt. Die Tagung – veranstaltet vom Internationalen Jugendaustausch- und Besucherdienst (IJAB) in Bonn, vom Frankfurter Jugendring und der Thomas-Morus-Akademie, gefördert vom Bundesjugendministerium, machte jedoch auch klar, dass das deutsche Sozial- und Bildungswesen hier noch einen weiten Weg vor sich hat: Ayla Neusel zog für die Universitäten, Günther Friesenhahn für die Sozialarbeit eine weitgehend negative Bilanz. Deutsche Institutionen wollen gerne „Ausländer“ ausbilden oder betreuen, aber weit weniger auf Leitungsebene mit ihnen zusammenarbeiten. Modelle wie das Amt für multikulturelle Angelegenheiten in Frankfurt sind zumeist in interne Überzeugungsarbeit verstrickt. Dass es aber auch viele lebende Beispiele für die Vielfalt als Erfolgsgeheimnis gibt, zeigten nicht zuletzt die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der multikulturell geprägten Tagung selbst. (tax)



Mister Management Training

Ulrich Zeuschel

Es wird an seinem Geburtsort Hamburg liegen. „Mein Urlaub muss immer etwas mit Wasser zu tun haben“, sagt Ulrich Zeuschel. Der studierte Psychologe besucht gerne Inseln und ist schon zwei Mal mit einem Containerschiff auf großer Fahrt gewesen. „Eine Kreuzfahrt würde mich nicht reizen“, erklärt Zeuschel. Ein Neun-Tage-Trip auf einem Handelsschiff von Hamburg über Bremerhaven nach Sankt Petersburg schon eher. „Da konnte ich meine eigene Stadt aus einer neuen Perspektive kennen lernen und den Alltag der Seeleute hautnah erleben“, schwärmt der 50-Jährige. Im Winter fährt Zeuschel gerne nach Norwegen, zum Skilanglauf.

Geradezu arktisch wird es bisweilen in den Workshops, die Ulrich Zeuschel für die Akademie leitet. Dann tritt er als Arved Fuchs auf, der berühmte Polarforscher, der sowohl Nordpol wie Südpol zu Fuß erreichte. An seinen Expeditionen lässt sich gut die Notwendigkeit einer präzisen Projektplanung deutlich machen. Projektmanagement ist eines der Themen, die in den Bensberger Management Trainings vermittelt werden. Und meistens ist es Ulrich Zeuschel, der sie vermittelt – ob Moderation oder Präsentation, Teamentwicklung oder Führung und Motivation.

Kennen gelernt hat Ulrich Zeuschel die Akademie 1987 als Teilnehmer der „Lernbörse Reisen“, einer Veranstaltung für Jugendreise- und -begegnungsveranstalter. Seitdem ist der Kontakt nicht mehr abgerissen, und seit 1997 leitet er Managementseminare in Bensberg, als Freiberufler im Netzwerk der transferberatung & training GbR. Sein Standbein ist die „kbp Organisationsberatung“ in Hamburg. Hier arbeitet Ulrich Zeuschel auf einer Teilzeitstelle als Trainer und Berater in der Personal- und Organisationsentwicklung. Freiberuflich ist er nicht nur in Bensberg aktiv, sondern engagiert sich auch in Forschungsprojekten und Lehraufträgen und pflegt seine „alte Liebe“, den internationalen Jugendaustausch. Seit der Gründung 1988 ist er maßgeblich am „Forscher-Praktiker-Dialog zur internationalen Jugendbegegnung“ beteiligt, den die Thomas-Morus-Akademie koordiniert.

An der Bensberger Arbeit schätzt Ulrich Zeuschel die Vielfalt der Menschen, die hier zusammen kommen: keine homogenen Gruppen, wie er sie etwa in seinen Trainings für Unternehmen und Behörden erlebt, sondern eine bunte Mischung von Freiberuflern und Leitungskräften aus Wirtschaft, Verwaltung und gemeinnützigen Organisationen. „Außerdem schätze ich die Verlässlichkeit und Verbindlichkeit der Akademie.“ Die Verlässlichkeit schätzen auch die Teilnehmer der Workshops an dem Leiter Ulrich Zeuschel. Meist schon auf der Rückfahrt von Bensberg ins heimische Henstedt-Rhen, einem kleinen Dorf in Schleswig-Holstein, arbeitet Ulrich Zeuschel an der Dokumentation der Veranstaltung, die wenig später bei den Teilnehmern im eMail-Briefkasten liegt. (le/tax)

„Hilf mir, es selbst zu tun“

Die Montessori Vereinigung Deutschland

„Hilf mir, es selbst zu tun“, hat einmal ein Kind zu Maria Montessori gesagt und damit gleichsam eine Kurzformel für die gesamte Montessori-Pädagogik geprägt. Nach diesem Grundsatz arbeiten zahlreiche Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich in der Montessori-Vereinigung Deutschland zusammengeschlossen haben.

Die Montessori-Vereinigung Deutschland wurde 1961 in Aachen gegründet. Sie versteht sich als Initiative zur Förderung und Verbreitung der Pädagogik Maria Montessoris – und zugleich als Organisation, die sich um die wissenschaftliche und praktische Weiterentwicklung und Aktualisierung der Montessori-Konzepte kümmert.

Die Italienerin Maria Montessori war Ärztin und Professorin für Anthropologie und Pädagogik. Sie lebte von 1870 bis 1952. Im Mittelpunkt ihrer pädagogischen Arbeit stand das Kind mit seinen Rechten, z.B. auf Schutz und leib-seelische Gesundheit, Erziehung und Bildung, damit es nicht zum „vergessenen Bürger“ (Montessori) wird. Die Montessori-Schulen haben den Anspruch, den ursprünglichen Lernwillen, den Betätigungsdrang und das angeborene Geselligkeitsbedürfnis der Kinder nicht zu behindern oder einzuengen, sondern sie ausdrücklich in Schutz zu nehmen. Die eigentlich „Tätigen“ in diesen Einrichtungen sind deshalb die Kinder. Maria Montessori hat wie kaum eine andere Pädagogin auf die eigenen Kräfte des Kindes vertraut, auf seinen inneren Antrieb und Willen, zu wachsen und „groß“ zu werden. Die Erzieher und Lehrer verstehen sich daher vor allem als Helfer dieser selbsttätigen Kinder, die den Kindern in einer „vor-

bereiteten Umgebung“ Lernmittel, Beschäftigungsmittel (z. B. Montessori-Arbeitsmaterialien) an die Hand geben, mit denen sie hantieren, experimentieren und trainieren können. Obwohl es keinen starren Stundenplan gibt, lehrt die Erfahrung, dass die Kinder in Montessori-Schulen freiwillig das lernen, was Kinder lernen müssen, um einmal im Leben zu bestehen.

In Deutschland gab es nach den Erhebungen deutscher Montessori-Vereinigungen im Jahr 2002 etwa 950 vorschulische und schulische Einrichtungen der Montessori-Pädagogik. Die höchste Zahl von Montessori-Einrichtungen findet sich in Nordrhein-Westfalen und Bayern. Pädagoginnen und Leitungskräfte an Montessori-Einrichtungen müssen eine besondere, rund 300-stündige Ausbildung absolvieren. Nach einer Prüfung gemäß den Richtlinien der Association Montessori International (AMI) erhalten sie ein Diplom. Dadurch sehen sich alle Montessorischulen ähnlich, sei es in Bangalore, Chicago oder Köln. Immer finden Kinder und Eltern gleiches didaktisches Basismaterial und ähnliche Grundmuster der Pädagogik vor. Das hat der Montessori-Pädagogik einen hohen Grad an Internationalität und vergleichbaren Qualitätsstandards gegeben.

Neben den Ausbildungskursen für das Montessori-Diplom und speziellen Fortbildungskursen organisiert die Montessori-Vereinigung in Zusammenarbeit mit der Thomas-Morus-Akademie einmal im Jahr eine große Konferenz, mit 350 bis 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Die Kooperation soll fortgeführt und in Zukunft noch ausgebaut werden. (wü)



Buchstaben lernen nach Montessori

Soziales Lernen praktisch Montessori-Tagung 2004

Schon Wochen vor der Veranstaltung vom 8. bis 10. Oktober 2004 waren alle zur Verfügung stehenden Kapazitäten im Kardinal-Schulte-Haus ausgebucht. Das große Interesse lag sicher auch am Tagungsthema, das vielen Pädagoginnen und Pädagogen „unter den Nägeln brennt“: das soziale Lernen. Schon für Maria Montessori (1870-1952) war Sozialerziehung „die wichtigste soziale Frage unserer Zeit“. Sie steht mit dieser Einschätzung innerhalb der Reformpädagogik nicht alleine. Ihre These, dass intellektuelle Förderung allein nicht ausreicht, um junge Menschen zu ganzheitlichen Persönlichkeiten heranreifen zu lassen, besitzt heute wieder große Aktualität. Um sittliche und soziale Kompetenz zu gewinnen, so Montessoris Forderung, müsse der junge Mensch von früh an soziale Erfahrungen machen können, die seiner jeweiligen Entwicklung entsprechen. Jede Erziehungsinstitution sollte daher eine „Erfahrungsschule des sozialen Lebens“ sein – von Familie und Kinderhaus bis zur Schule.

In drei zentralen Beiträgen und 17 Arbeitsgemeinschaften wurde das Thema von unterschiedlichen Seiten beleuchtet. Spannend war für viele der 350 Pädagoginnen und Pädagogen der Blick auf die Praxis in Spanien und den USA. Der Amerikaner David Kahn stellte das Konzept der Hershey Montessori Farm-school in Huntsburg (Ohio) vor. Sie orientiert sich am Erdkinderplan Maria Montessoris. Zum schulischen Lernen gehören hier das Leben und Arbeiten auf der Farm, das Verarbeiten und Vermarkten der landwirtschaftlichen Produkte. Anne Wolf skizzierte das Projekt „Benposta“, das 1956 in Spanien von dem katholischen Priester Jesús Silva gegründet wurde und heute noch existiert. Es ist bekannt unter dem Namen „Kinderrepublik“. Wenn auch die Beispiele nicht direkt übertragbar seien, so das Fazit einer Teilnehmerin, vermittelten sie doch eine Vorstellung, wie soziales Lernen in der Praxis umgesetzt werden könne. (wü)



Zum Spielen und Lernen: Einsatzzylinder



Turmbauerinnen

Veranstaltungshinweise (Auswahl)

18. Januar 2005 (Di.)
Trendsport Wandern?
Fitness, Naturerlebnis, Sinnsuche ...
Studienkonferenz

25. bis 26. Januar 2005 (Di.-Mi.)
Rom – Von Fra Angelico zu Michelangelo
Die Kunst der Ewigen Stadt in der Renaissance
Kunstgeschichtliches Seminar

28. Januar 2005 (Fr.)
Mittelalterliche Mäzeninnen
Das Kölner Klarenkloster im 14. Jahrhundert
Kunstgeschichtliches Seminar

29. Januar 2005 (Sa.)
Der erste moderne Mensch
Petrarca zum 700. Geburtstag
Offene Akademietagung

31. Januar bis 1. Februar 2005 (Mo.-Di.)
In Erwartung der Endzeit
Apokalyptik. Ursprünge – Theologie – Aktualität
Theologisches Seminar

15. Februar 2005 (Di.)
Reformmönche und Stiftsdamen
Neuss, Mönchengladbach und Neuwerk
Kunstgeschichtliche Erkundung
Leitung: Dr. Jürgen Kaiser, Köln

25. Februar bis 4. März 2005 (Fr.-Fr.)
Primavera Andaluza
Entdeckungen im Süden Spaniens
Ferienakademie
Leitung: Raimund Allebrand, Bonn

28. Februar bis 13. März 2005 (Mo.-So.)
Thessaloniki, Delphi, Korinth ...
Auf den Spuren des Heiligen Paulus durch Griechenland
Ferienakademie
Leitung: Dr. Stamatis Lymperopoulos, Epáno Archanes, Kreta, und Dr. Gregor Taxacher, Köln

23. bis 28. März 2005 (Mi.-Mo.)/Ostern
Frühling in Mecklenburg
Die Ostertage in Schwerin, Güstrow, Bad Doberan ...
Ferienakademie
Leitung: Rainer Thiesen, Köln

Impressum

TMA Journal
Herausgegeben von der
Thomas-Morus-Akademie Bensberg
Overather Str. 51-53
51429 Bergisch Gladbach
Telefon 0 22 04 - 40 84 72
Telefax 0 22 04 - 40 84 20
akademie@tma-bensberg.de
www.tma-bensberg.de

Druck:
Heider Druck und Verlag,
Bergisch Gladbach

Autoren:
Elisabeth Bremekamp (bre), Filiz Elüstü (elü), Dr. Wolfgang Isenberg (is), Stephan Lennartz (le), Johannes Soika (so), Robert Steegers (ste), Dr. Gregor Taxacher (tax), Dr. Martin Thomé (tho), Andreas Würbel (wü)

Redaktion:
Dr. Wolfgang Isenberg, Stephan Lennartz

Gestaltung: Stephan Lennartz